Morgen-Ausgabe
No. 109 — 58. Jahrgang

Berliner Volks-Zeitung

Erstes Beiblatt
Sonntag, 6. März 1910

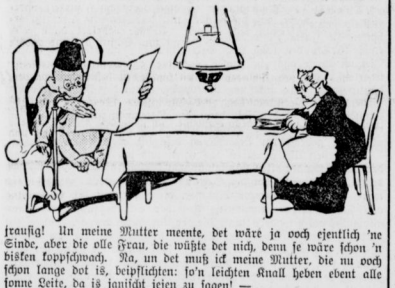
Wilhelm Kluckert
Beschlaganstalt und Fortjen

Also, wie jesagt, da is doch neulich in Paris 'n janz merkwirdijet Dings passiert. Een Apotheker hat seine Frau mit 'ne Keite an de Bettstelle anjeschlossen, nachdem er ihr frieher oft bemißhandelt hatte. Der Kerl hieß Parat un war et ooch, det heeßt, zu lauter jonne Scheußlichkeiten war er parat, wo 'n anjenjer Mensch janich druffkommt; nu sind 'n Anzeichen von eenen sojenannten Dejenerierten oder, um et deutsch zu sagen, von eenen, der 'n Vogel hat, un zwar 'n jroßen.

Ick will da nu ooch nischt weiter drieber sagen, objleich sich janz scheen 'n bißken dadervon quatschen ließe, sondern ick erinnere mir bei diesen Anlaß an janz merkwirdije Menschenexemplare, die mir so während mein vielbewegtet Leben entjejen oder dran vorbeijelofen sind. Also Vorhang hoch! Ick fange an mit den „Affenpapa" — —

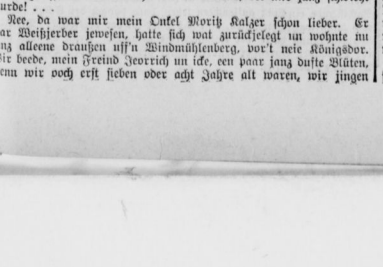
Det spielt weit zurück, in meine jüngste Verjangenheit. Da wohnte in de Nähe, wo wir unser Haus hatten, een oller Mann un 'ne olle Frau, det wa früher een Seekapitähn jewesen. Det Jeschäft hatt' er aber offjejeben un saß nu in seine Bude mit lauter Schiffskens, die an de Decke hingen un Flaschen, wo ooch welche drin waren — keener hatte 'ne Ahnung, wie se rinkommen konnten in den engen Hals von die Flasche! Mit een Wort, der Olle war det reene Antikwetetenkabinett. Aber det komischste war doch der Affe! Den hatte Jansen, so hieß der Olle, mitjebracht aus 'n duftern Erdteil, aus Afrika. Un det Tier war bedeutend jrößer wie ick, un sehre jiftig, wenn 'n eener neckte! Man brauchte bloß mit 'n zusamm'jewickeltet Stick Papier nach 'n zu schmeißen, denn kam er uff een los und denn half ooch allens Ausreißen nischt! Der Affe wa flink, wie der Deibel un hatte so'n Jungen wech, eh' sich der det versah. Un nu hatte „Master" — so nannte der olle Jansen seinen Schimpansen — det abjekuckt, wie die Jroßen sonn' Bengel hinter de Ohren schlugen — det dat er ooch, un hätte den eenen Jungen beinahe doddjeschlagen. Un später, wenn man bei se kam, wo der Kaptähn jestorben wa, denn saß der Master mtt 'ne lange Pfeife in denselben Sessel, den der dote Kapthän immer benutzt hatte un Frau Jansen saß ihm jejenüber n'n andern Lehnstuhl.

Un wenn se wat sagte, denn nickte se un meente: „Nich wahr, Männe?" Un daderbei liekte sie mit ihre Brille zu den Affen rieber, jrade wie wenn't ihr Selijer jewesen wäre. . . Na, ick war damals noch'n Kind, un ick muß jagen, det war mir fast schon 'n bißken zu



jrausig! Un meine Mutter meente, det wäre ja ooch ejentlich 'ne Sinde, aber die olle Frau, die wußte det nich, denn se wäre schon 'n bißken koppschwach. Na, un det muß ick meine Mutter, die nu ooch schon lange dot is, beipflichten: so'n leichten Knall heben ebent alle sonne Leite, da is janischt jejen zu jagen! —

Det beweist ooch die zweete Jeschichte, wo et sich um eenen Meester Knieriem, also um eenen Kollegen von mir jehandelt hatte. Der Mann lebte un webte for det sojenannte Naturheilverfahren. Det heeßt, et war eene besondere Abart davon, die er sich alleene erfunden hatte: Er war „for der Bewejung un zwar mit's Jleichjewicht". Dadrum jenügte et ihn nich etwa, det er jing oder rennte, oder uff'n Berg ruff oder sonst 'ne körperliche Leibesübung, — nee, er mußte in die Luft runtaben! Da det aber nu nich janz jeht, so wurde er Seiltänzer. Det heeßt, bei ihn zu Hause, da war in die Wand und die jejenüber ooch 'n derber Haken injeschlagen. Und da jing een Seil rieber un dadruff liefte Ramborg wie'n Eichhernchen. Aber nich alleene jenich, det er liefte, nee, ooch seine Frau mußte ruff uff die Promenierstrippe! Un sowie die Jöhren aus de Schule kamen — er hatte fünfe! — denn jagte er ihnen ooch ruff! Da konnte de janze Wirtschaft drunter und drieberjehn! Da konnten de Kunden barmen un konnten den Meester Zucker versprechen, eh' der nich seine Tour runterjerissen hatte uff seine Waschleine, eh' jing er nich an 'n Schusterdrich ran! . . . Ick war ofte jenug bei, un er überredete mir denn ooch, ick sagte aber: „Nee, weeßte Aujust, eh daß de mir darauff kriegst, eher wer' ick noch 'n Vogel un fliege, denn hab' ick wenigstens det Verjnügen, un kann dir 'n Andenken uff dein Ziehlinder runterschmeißen! . . . Ick wer mir doch de Beene nich brechen oder womöchlich des Jenick! . . . Lieber loof



ick 'n Rest meines Leben mit schiefe Hacken. Und denn lachte er, erjriff den uffjespannten Rejenschirm von seine Jattin, hippte mit een Satz uff't Seil un machte da Männekens, det mir janz schwiehl wurde! . . .

Nee, da war mir mein Onkel Moritz Kalzer schon lieber. Er war Weißjerber jewesen, hatte sich wat zurückjelegt un wohnte in janz alleene draußen uff'n Windmühlenberg, vor't neie Königsdor. Wir beede, mein Freind Jeorrich un icke, een paar janz duste Blüten, wenn wir ooch erst sieben oder acht Jahre alt waren, wir jingen manchmal bei ihn raus. Er züchtete Karnickel in eenen Käfig, der in seine Stube stand.

Wenn er uns uff de Treppe hörte, denn kam er schon raus, in seinen ollen Schlafrock, mit Schlorren an de Beene. „Na, seid ihr da, ihr Lausejungens? Ick soll eich woll wieder 'n bisken de Haare schneiden, wat?" — Det piepste er man so raus, denn er hatte 'ne janz merkwirdich hohe Stimme. — „Nee Onkel," sagte ick, „Mutter will et durchaus nich haben, det du uns immer de Haare schneiden sollst! Du verkipperst se uns immer, sagt se, un schneidst lauter Treppen!' Un Jeorch, mein Freund, setzte noch hinzu: „Mein Vater hat jesagt, er haut mir, det ick Oel jebe, wenn ick dir noch eenmal an mein' Kopp rumspeln lasse, Onkel!" — Der Onkel lachte, det et man so schallte auf die engen Treppen. Denn jab er uns bei sich drin Kaffee un jonne Art Schiffszwieback, der unjlaublich hart war, aber wir verdrickten ihn trotzdem! . . . Dabei lief der olle Mann fortwährend um uns rum, wie eener, der jerne wat fagen mechte, bloß er traut sich nich. . . Nu hatten wir ja natierlich ooch unse Wünsche! Jeorch fing damit an: „Du, Onkel, kann ick mir mal den jroßen Bock freisen, ja?" — Un ick selber setzte rasch noch zu: „Un ick de Zibbe!" — „Ja, wenn ihr eich de Haare schneiden laßt . . . sonst nich!" — Wir zögerten. Un Jeorch, det war der Jerissenere, der meente: „Wat jibbste uns noch dafor?" — „Na, zwee jute, wie immer!" — „Aber ooch wirklich?" — Er hatte uns nämlich schon eenmal „jeschnitten" un sich nachher bei die Beribbelungsarie jedrückt. Nu langte er die vier Silberjroschen raus un legte se uff de Spindkante. „Mensch, Willem," sagte Jeorch zu mir, „denk doch mal, Mensch! Keile kriejen wir beede sowieso! Aber nu denke mal, wat wir uns dafor allens kaufen kennen! Raute! . . . un Johannisbrot! . . . un 'n Kriesel, so eenen aus Buchsbaum, der scheen jeht . . . woll'n wa, ja?" — „Vielleicht merken se't zu Hause janich?" sagte ick. — „Na, merken wer'n se't schon! Aber weeßte, du mußt dein

Vater, wenn er dir haut, immer so'n bisken jejen de Waschdojilette drängeln, denn haut er'n Jlas mit runter oder sowat, un denn laßt er dir vor Schreck los!" — „Also, Onkel, wir wollen!" — Und schon saß Jeorch auf den Stuhl un Onkel Moritz bearbeitete ihn den Kopp, det ihn Hören und Sehen verjing. Er schnipperte solange an Jeorchs Tolle herum, bis er die scheenste Stufenbahn aus die Kinderfrisur jemacht hatte, die er „vorhatte" . . . Und dabei sliefzten den ollen Mann die Oojen un sein schlohweißet Haar sträubte sich uff den ollen Querkopp, wie sonne Kakadutolle. — Det wir beede zu Hause unsre Senge kriegten, war selbstmurmelnd. Aber daderwejen sind wa doch wieder hinjejangen bei det olle Orjinal! . . .

In der Schwimmhalle.

Der Etat der städtischen Badeanstalten hat mit einem Manko von neunzigtausend Mark abgeschlossen, und dabei sind noch nicht einmal die Ausgaben für Verzinsung und Tilgung des Anlagekapitals, die Kosten der größeren Reparaturen und der allgemeinen Verwaltung mitenjerechnet. Das sieht nicht sehr erfreulich aus, aber die Schuld an dem schlechten Resultate wird dadurch nicht kleiner, daß sie sich verteilt: nämlich auf die Stadtverwaltung — und das Publikum. Auf das Publikum insofern, als die noch immer weitverbreitete Wasserscheu im Winter Dimensionen annimmt, die wirklich schon die Grenzen des Erlaubten überschreiten. Es ist ein altes, von Generation zu Generation fortschleichendes Uebel, daß mit dem tiefstehenden Thermometer der Mut, ins Wasser zu steigen, bedenklich zusammenschmilzt; eine Erscheinung, die auch in den kalten Jahreszeiten die Statistik der Selbstmorde durch Ertränken auffallend einschrumpfen läßt. Aber das ist auch das einzige Gute an ihr, daß Leute, die sich lebensmüde übers Brückengeländer beugen, noch im letzten Augenblicke eine Gänsehaut vor dem eisigen Strome bekommen.

Man braucht kein Abkürzungsathlet zu sein, dessen Ehrgeiz allein darin besteht, bei zehn und zwanzig Kältegraden ohne Paletot und mit Sandalenlüßen auf dem Autobusverdecke zu sitzen, wenn man ein winterliches Schwimmbad für ungefährlich, ja gesundheitsfördernd hält. Unsere städtischen Badeanstalten leiden unter diesen Vorurteilen. Profite gibt es nur im Sommer, wenn unter dem Eindrucke der Sommerhitze die Hallen wahren Menschenaquarien gleichen. Und wenn es auch nicht der Endzweck solcher kommunalen Einrichtungen ist, Profite zu machen: wenn sie gemacht werden können, wird keiner darüber schelten. In der Zeit, wo ich frühmorgens meine zehn Minuten abzubrausen und meine Viertelstunde abzuschwimmen pflege, besteht die Badegesellschaft aus fünf, höchstens zehn Köpfen, und wir sind uns alle darüber einig, in unseren Bekannten- und Kollegenkreisen als halbnärrisch und fanatisch verschrien zu sein. Obwohl bei richtigem Hinsehen die Erkältungsgefahr in demselben Maße schwindet, wie der Konsum an kaltem Wasser zunimmt.

Und dann ist es endlich einmal an der Zeit, ein weniger galantes, aber desto ernsteres Wort mit den Damen von Berlin zu reden. Wenn der Verbrauch von Seife und Kaltwasser ein Prüfstein der Kultur ist, dann haben alle Emanzipationsvereine, Lyzeumklubs und sonstige Damenbewegungsorganisationen vorläufig nichts Dringenderes zu tun, als den beschämend niedrigen Prozentsatz der badenden Frauen in die Höhe zu schrauben, um die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts aus der Gleichwertigkeit seines Kulturniveaus widerspruchslos herleiten zu können. In Berlin rekrutiert sich das Badepublikum zu drei Vierteilen aus dem männlichen, zu einem Vierteile aus dem weiblichen Geschlecht, und die zur alleinigen Benutzung für Frauen am Wedding errichtete Schwimmhalle mußte aus Mangel an femininer Beteiligung an den Sonntagvormittagen dem Ansturm der badelustigen Männer freigegeben werden. Damenzeitungen, die von der Doktorpromotion jeder Studentin und von jedem bestandenen Mädchenabiturium haarklein erzählen, als ob es sich dabei um Wundertaten handelt, verschweigen die hochnotpeinliche und kulturell wertvolle Kapitulation des schönen Geschlechts vor dem Reinlichkeits- und Sportbedürfnis der Männer.

Indes seitens des Publikums mit dem mangelhaften Besuche des komfortablen und billigen städtischen Prachtinstituts gesündigt wird, lädt die Verwaltung der Badeanstalten ein gestrichenes Maß von Schuld auf sich, indem sie für eine Hebung der Frequenz nicht arbeitet. Mehr kaufmännischer Geschäftsgeist! muß bei den städtischen genau so wie bei den staatlichen Ressorts der Mahnruf lauten. Was ist das für ein Verfahren, die teuren Hallen zu bauen und dann die Karre laufen zu lassen, wie sie eben läuft. Man kommt in fremde Städte, und schon sticht es einem von Bahnhofswänden, Plakatsäulen und Zeitungsannoncen her ins Auge, daß es dort eine brauchbare kommunale Badeanstalt gibt. Kommt das Geschäft erst einmal in Schwung, dann wird nicht nur für die Volksgesundheit eine Arbeit geleistet sein, auch der Steuerzahler wird gut dabei fahren. Heute kann man jede Wette riskieren, daß von zehn Berlinern noch nicht einer eine der sehenswerten städtischen Schwimmhallen kennt. Und das muß anders werden.

Die Berliner Wertzuwachssteuer genehmigt.

Die Staatsbehörden haben gestern die Berliner Wertzuwachssteuerordnung genehmigt. Die Steuer wird sofort im Gemeindeblatt der Stadt Berlin amtlich veröffentlicht werden und tritt, nach den Bestimmungen der Steuer, am Montag in Kraft.

Ein Krieg unter den Bäckermeistern.

Das neugegründete Hefensyndikat hat eine Preissteigerung von 33 Prozent am 1. März eintreten lassen. Dies bedeutet für Groß-Berlin die nette Summe von 858,000 Mark, die jährlich die Berliner Bäckermeister an das Hefensyndikat dank dieser durch nichts berechtigten willkürlichen Preissteigerung mehr zu zahlen hätten. In einem Artikel der „Dt. Bäckerei", Organ der Freien Vereinigung Berliner Bäckermeister wird behauptet, daß von diesen mehr zu zahlenden 858 000 Mark ein Tribut von 73 000 Mark für die Kasse des Zweckverbandes der Bäckermeister Groß-Berlins erhoben wird. Diese unerhörte Preissteigerung hat eine leichtbegreifliche Erregung hervorgerufen. Um Stellung dagegen zu nehmen, haben die Vorstände der beiden Vereinigungen Berlins und Rixdorfs eine Versammlung zum Dienstag, 8. d. M. nach dem Königstädtischen Kasino einberufen, zu der alle Großbetriebe, Genossenschaften und Hefehändler eingeladen sind. Außerdem wird sich die Versammlung mit der von den beiden Innungen geplanten Zwangsinnung befassen, sowie mit dem Ablauf des Tarifs im Gewerbe, weshalb auch sämtliche Tarifmeister dazu eingeladen sind.

Eine Lohnbewegung der Bureauangestellten.

Eine vom Verband der Bureauangestellten einberufene öffentliche Versammlung der männlichen und weiblichen Angestellten der Berliner Rechtsanwaltsbureaus, die Freitag abend unter starker Beteiligung in den Musikersestsälen, Kaiser-Wilhelm-Straße stattfand, nahm Stellung zu der Frage der Aufbesserung der Gehälter. Der Referent Bauer begründete die Notwendigkeit einer Gehaltserhöhung mit der durch die Reichsfinanzreform" hervorgerufenen Teuerung und mit dem niedrigen Stand der Gehälter in den Anwaltsbureaus. Die Statistik habe ergeben, daß von den der Ortskrankenkasse angehörenden 3000 Berliner Anwaltsangestellten nur 28,8 Prozent ein Gehalt von mehr als 100 Mark pro Monat beziehen. 11,41 Prozent verdienen über 130 Mark, 17,47 Prozent zwischen 100 und 130 Mark und 25 Prozent sogar weniger als 85 Mark monatlich. Die Zeit für die Gehaltsaufbesserung sei jetzt günstiger als je, denn die am 1. April in Kraft tretende Zivilprozeßordnung bringe den Anwälten eine erhebliche Erhöhung ihrer Bezüge. Die Anwälte und ihre Vereine hätten die Notwendigkeit einer solchen Gehührenordnung vor allem damit begründet, daß sie ihren Angestellten höhere Gehälter zahlen müßten. Jetzt müßten die Anwälte zeigen, ob sie das, was sie der Oeffentlichkeit gegenüber immer betont haben, auch wahr machen wollen. Der Referent begründete folgende Resolution, die nach kurzer Debatte einstimmig angenommen wurde:

Die Bureauangestellten der Rechtsanwälte zu Berlin haben in ihrer am 4. März 1910 abgehaltenen Versammlung mit Interesse davon Kenntnis genommen, daß der Reichstag die Notwendigkeit einer besseren Entlohnung der Angestellten der Rechtsanwälte anerkannt hat und aus diesem Grunde die Auslagepauschale in der Gebührenordnung für Rechtsanwälte erhöhte. Eine Erhöhung der Gehälter ist für die Angestellten der Rechtsanwälte um so notwendiger, als die ständig andauernde Verteuerung der Lebenshaltung sie schärfer trifft als andere Berufsgruppen, weil ihre Entlohnung schon von jeher durchaus unzureichend gewesen ist. Die Versammlung beauftragt deshalb den Verband der Bureauangestellten, sämtliche Rechtsanwälte des Bezirks zu ersuchen, den Angestellten, die weniger als 100 Mark Gehalt pro Monat beziehen, eine Zulage von mindestens 20 Prozent, den höher entlohnten Angestellten eine Zulage von mindestens 10 Prozent des jetzigen Gehalts zu gewähren.

Die städtische Sparkasse zu Schöneberg. Das Jahr 1909 zeigt eine außerordentlich günstige Entwicklung der Schöneberger städtischen Sparkasse. Die Einlagen erhöhten sich um 7 538 398 M. (2 107 039 M. im Jahre 1908) und erreichten eine Höhe von 49 Millionen Mark. Es wurden 21 936 neue Bücher ausgegeben, so daß der Zugang an Sparern 11 402 und deren Gesamtzahl 81 097 betrug. Der Reingewinn der Kasse bezifferte sich auf 245 004 Mark. Die neu geschaffenen Einrichtungen zur Förderung der Sparsamkeit haben sich bewährt. Die Heimsparbüchsen konnten 2188 mal geleert werden und brachten eine Einnahme von 85 913 Mark. In der Schulsparkasse der achten Gemeindeschule wurden in einem Jahre 10 000 Mark bei einer Beteiligung von 70 Prozent der Schüler eingezahlt. An Sparbüchern für jedes in Schöneberg geborene Kind wurden 1727 im Laufe des Jahres ausgegeben und in dieser Zeit eine 11 000 Mark zugezahlt. Einen überraschenden Erfolg hat die am 1. Oktober 1909 eingerichtete Abholung von wöchentlichen Spareinlagen à 50 Pfennig bis 20 Mark erzielt. Die Teilnehmerzahl belief sich bis zum Schluß des Jahres auf 1789 mit 3237 Mark Wocheneinlagen, sie vermehrte sich bis Anfang Februar auf 2000 und ist in stetem Steigen begriffen.

Zur Verhaftung der Frau v. Schönebeck-Weber.

Zur Begründung des Haftentlassungsantrages hat der Vertreter der Frau v. Schönebeck, Rechtsanwalt Salzmann in Allenstein, der Beschlußstrafkammer in Allenstein ein Gutachten des Dr. Placzek überreicht. Die angebotene Kaution von 100 000 Mark wird nicht von Angehörigen der Frau v. Schönebeck, sondern von ihr selbst gestellt werden. Nach dem Gutachten der wissenschaftlichen Kommission, das den Grund für die Verhaftung gebildet hat, ist Frau v. Schönebeck geistig gesund, wenngleich sie auch als schwer hysterische Frau bezeichnet wird. Dennoch hat das Vormundschaftsgericht in Allenstein die über Frau v. Schönebeck eingeleitete Pflegschaft trotz eines Antrags des Pflegers nicht aufgehoben. Die Ablehnung des Antrages wird damit begründet, daß die Pflegschaft nicht aufgehoben werden könne, solange nicht nachgewiesen sei, daß Frau v. Schönebeck nicht geisteskrank sei. Von der Entscheidung über die Beschwerde gegen die Verhaftung wird es abhängen, ob Frau v. Sch. schon in nächster Zeit nach Allenstein übergeführt werden wird oder nicht. Schon am Montag dürfte die Entscheidung der Strafkammer in Allenstein zu erwarten sein.

Inhibierte Beerdigung. Die Beisetzung der kürzlich unter so seltsamen Umständen verstorbenen Sängerin Else Schröder